

Steinzeitliche Wirtschaftsformen

Von A. Schliz

Das Bild, welches die Besiedlung Mitteleuropas in der jüngeren Steinzeit bietet, ist bekanntlich ein recht vielgestaltiges. Dass es Völker verschiedener Rassen waren, welche diesen Boden teils nebeneinander, teils nacheinander bewohnten, hat die Schädeluntersuchung der hinterlassenen Skelette, dass innerhalb dieser Siedlungsgebiete verschiedene scharf geprägte Kulturen bestanden, hat die Untersuchung und Vergleichung der im Boden zurückgebliebenen Reste ihrer Geräte, Waffen und Töpferarbeiten nachweisen können. Die eingehende Untersuchung ihrer Wohnstätten auf ihre Lage, Gruppierung, Form und ihren Kulturinhalt hat aber weiter ergeben, dass auch die Wirtschaftsform der einzelnen Stämme eine grossenteils recht verschiedene war. Die Unterschiede treten hervor durch den Vergleich der Haus- und Jagdtiere, der Gebrauchsgeräte, Töpferware, Waffen, Bekleidung, Wohn- und Begräbnisform, aus denen wir auf die wirtschaftliche Stellung der Bewohner unseres Bodens schliessen können.

Auch auf unsere prähistorischen Zustände können wir die von den Ethnologen geprägten Ausdrücke für die verschiedenen wirtschaftlichen Stufen anwenden. Einzelne dieser Volksstämme befanden sich sichtlich wirtschaftlich auf der Sammelstufe mit Jagd, Fischfang und Sammeln wildwachsender Bodenfrüchte als wirtschaftlicher Grundlage, andere auf der Hackbau- oder Pflanzenbaustufe, bei der die Nahrung durch planmässigen Anbau bestimmter Bodenfrüchte auf bequem gelegenem Gelände gewonnen und durch die Ergebnisse von Jagd und beschränkter Haustierhaltung ergänzt wird; andere endlich haben eine auf Pflugbau und Züchten grosser Viehherden aufgebaute Hoch- oder Vollkultur. Von vornherein müssen wir uns aber der Vorstellung entschlagen, als ob das Verharren auf der wirtschaftlichen Form der Sammelstufe einen niedrigeren, „primitiveren“ Stand menschlicher Kultur im ganzen in sich schliesse und dass als natürliche Stufenfolge der menschlichen Kulturentwicklung stets ein Fortschreiten der wirtschaftlichen Entwicklung von der Sammelstufe zum Hackbau und von da zur Vollkultur zu beobachten wäre; die wirtschaftliche Stufe der einzelnen Volksstämme richtet sich vielmehr in der Hauptsache nach der Natur des Bodens, den sie bewohnen, und wohl auch nach den aus den geologischen Verhältnissen ihres Ursprungslandes erwachsenen und traditionell weiter gepflegten Lebensformen. Dabei findet jedoch in einzelnen Fällen Übernahme von Kulturgut aus der einen Stufe in die andere statt. Ob solche Mischkulturen dann auf dem Aufgehen eines bestimmten, bisher auf anderer Stufe befindlich gewesenen Volkselementes in einer bis dahin in sich abgeschlossenen Stammesgemeinschaft beruhen, ist meist noch eine offene Frage.

Bei der grossen Ausdehnung und der kulturellen Vielgestaltigkeit des mitteleuropäischen Siedlungsgebietes soll als Grundlage dieser Unter-

suchung ein Ausschnitt aus demselben, das nördliche Voralpengebiet bis zum Odenwald, also Südwestdeutschland im engeren Sinne, dienen, ein durch die Riegel des Schwarzwaldes, Odenwaldes und der deutschen Mittelgebirge natürlich begrenztes und abgeschlossenes Siedlungsgebiet, welches dazu noch durch stufenweisen Wechsel der Bodenformation die Grundlage für verschiedene Wirtschaftsformen an sich schon bietet. Für Kultur- und Bevölkerungszuflüsse aus den Nachbargebieten standen in der Hauptsache drei Wege offen, von denen der eine donauaufwärts, der zweite neckaraufwärts, der dritte vom Obermain her meist auf schmalen Bahnen ins Innere dieses Gebietes führt, und wirklich ist auch das Kulturgut, welches nicht seinen Ursprung im Lande selbst hat, ohne weiteres als auf diesen drei Wegen direkt aus bestimmten Kulturzentren der Nachbarländer eingeführt zu erkennen.

Deutlich unterscheiden sich hier drei grosse Kulturkreise, teils nach ihren keramischen Besonderheiten, teils nach ihrer Siedlungsform benannt, der schnurkeramische, bandkeramische und Pfahlbaukulturkreis, in welche besondere Unterabteilungen sich einfügen. Unter diesen letzteren spielt die anfangs als Kultur- und später als Bevölkerungszuwanderung aus Mitteldeutschland eindringende Rössener Kultur eine besondere Rolle.

Rassenanthropologisch gehören die Völker des schnurkeramischen Kulturkreises und von dem, was wir als Bandkeramikultur zusammenfassen, die der Hinkelstein-, Grossgartacher- und Donau-Kultur der mittelländischen Völkerfamilie, die der Rössener Kultur der nordländischen und die der Pfahlbaukultur der alpenländischen Rasse an, wie sich aus den Schädelformen bestimmt nachweisen lässt.

Von diesen Völkern müssen wir als Ureinwohner Südwestdeutschlands mittelländische Stämme und die Pfahlbaurasse betrachten, welche lange Zeit durch die Grenze des Alababsturzes getrennt selbständig ihre Kulturen entwickelten. Das Bodenseegebiet und die schwäbische Hochebene gehörten zum Wirtschaftsgebiet der Pfahlbaustämme, die Lössflächen des Unterlandes bis zum Odenwald den Völkern der Hinkelstein- und donauländischen Bandkeramikultur an. In dieses unterländische Gebiet, dessen Kultur sich in stetem Zusammenhang mit der der oberen Donau weiter entwickelt hat, wanderten aus Mitteldeutschland unsesshafte Stämme des schnurkeramischen Kulturkreises und nordländische Träger der Rössener Kultur ein und wirkten befruchtend auf die alte Hinkelstein- und Donaukultur ein. Anfangs werden die Rössener Formen wohl Kulturwanderung gewesen sein, später aber sehen wir echte Siedlungen dieser Stämme selbst über die schwäbische Hochebene und das Rheintal bis zum Bodensee vordringen. Am Ende der Steinzeit verschwinden die bandkeramischen Siedler, und Südwestdeutschland wird dicht mit Höhensiedlungen alpiner Stämme besetzt, in denen wir Pfahlbau-, Rössener und schnurkeramische Elemente zu einer Mischkultur, der Michelsberger, vereint sehen, bereits durchsetzt mit kupferzeitlichen Formen. Hier, wie in den Ursprungsstätten der aus Rössener und Pfahlbauelementen zusammengesetzten Schussen-

rieder Mischkultur ist jede Spur der donauländischen Bandkeramik verschwunden; nur spärliche Ornamente aus dem Kreis der kupferzeitlichen Mondseekeramik halten die Verbindung aufrecht.

Von den drei grossen geschlossenen Kulturen ist die schnurkeramische Kultur auf südwestdeutschem Boden trotz ihrer primitiven Gebrauchskeramik keine neolithische Fröhkultur. In Thüringen alteinheimisch, treten diese Stämme zur Zeit der bandkeramischen Hochkultur in Südwestdeutschland vom Main her auf und überdauern sie bis zur Kupferzeit. Nach dem Weg, den ihr Erscheinen bezeichnet, und der Lage ihrer Grabhügel müssen wir für ihre Wanderung den Landweg annehmen, und vielleicht gehen die aus Jagdpfaden entstandenen Höhenwege Südwestdeutschlands bis auf diese Zeit zurück, während die bandkeramischen Siedlungen durchweg dem Laufe der Flüsse folgen. Wahrscheinlich sind diese Jägerstämme gleichzeitig mit der Rössener Südwanderung ins Land gekommen. Durch ihre Wirtschaftsform hatten sie stets neben den Ackerbaustämmen Platz; sie werden also in Mitteldeutschland ebenso wie später im Süden neben bandkeramischen und Rössener Stämmen ausgedehnte Jagdgebiete im Besitz gehabt haben. Wenn wir von dem späteren Übergang ihrer Kultur auf die Pfahlbauten der Westschweiz absehen, besitzen wir in Südwestdeutschland als Hinterlassenschaft von ihnen lediglich Gräber, anfangs Steinkisten, dann Schachtgräber unter aufgeschütteten Hügeln mit in Hockerstellung liegenden und gestreckten Skeletten, und schliesslich Leichenbrand im Hügelgrab und einfachen Gruben. Diese Gräber enthalten keine Geräte des täglichen Lebens, sondern ausschliesslich Waffen: Feuersteinlanzen, trapezförmige Wurfbeile mit rechtwinkligem Querschnitt, Feuersteinmesser, sorgfältig geschliffene und polierte durchlochte Beilhämmer, aber keine Pfeile. Dazu kommen neben einer plumpen, wesentlich Kumpen, Becher und Töpfe aufweisenden Gebrauchskeramik die feinen, durch Eindrücken von Schnüren in einen feingeschlämmten roten oder gelben Tonüberzug hergestellten geometrischen Ornamente auf Bechern, Krügen und Amphoren, von denen die ganze Kultur ihren Namen hat. Diese in horizontalen Reihen die Gefässe umziehenden geometrischen Ornamente stellen eine eigentliche Kunstblüte dar, und ich bin auch heute noch der Ansicht, dass die eigentümliche Halsdekoration der Gefässe des Grossgartacher Stils in horizontalen Stichreihen und die Schnurimitationen auf bandkeramischen Linienbandgefässen von ihnen übernommen worden sind. Von Tierknochen haben sich bis jetzt nur Jagdtierknochen gefunden, ausserdem aber im Grabhügel vom Hebenkies bei Wiesbaden das Pferd. Trotzdem diese Gräber die grosse steinzeitliche Niederlassung von Grossgartach in weitem Kreis umgeben und in einzelnen Wohnstätten dieser alle Stufen der Bandkeramik, Hinkelstein-, donauländischen, Grossgartacher und Rössener Keramik grossenteils in denselben Wohnstätten aufweisenden Niederlassung sich Trapezbeile mit rechteckigem Querschnitt gefunden haben, ist nicht eine Wohnung zum Vorschein gekommen, die wir der schnurkeramischen Kultur speziell als solcher zuschreiben könnten. Steinwaffenbearbeitungsstätten, wie in Mitteldeutschland, oder offene Lagerplätze mit Tier-

knochen deckt vielleicht noch der Waldbestand, in dem die Grabhügel liegen, zu; im ganzen ist für diese Wirtschaftsform dieselbe Stufe anzunehmen wie die der ostbaltischen Neolithiker, welche im Lagerplatz von Rinnekahn nur Jagdtierknochen und die Reste einer kleinen Hunderasse hinterlassen haben. Diese Stämme sind sichtlich reine Jägerstämme, jedoch mit entwickelter Industrie in Waffen und Töpferei, gewesen; ihre Wohnform war das Zelt und ihre Wirtschaftsform die Sammelstufe.

Über die Wirtschaftsform der Pfahlbaustämme¹⁾ besitzen wir wesentlich positivere Kenntnisse. Wir müssen aber hier zwei für sich entwickelte Kulturen unterscheiden, wenn sie auch ursprünglich derselben Bevölkerung angehörten. Die Bewohner der nordschweizerischen und Bodenseepfahlbauten wohnen in Dauersiedlungen mit fest gebauten, häufig zweigelassigen Viereckshäusern mit steilen Wänden und freiliegendem Dach. Auch jetzt noch bildet Früchtesammeln und Jagdbeute die Hauptnahrungsquelle. Äpfel, Pflaumen, Himbeeren, Erdbeeren und Wassernüsse entstammten sicher wildwachsenden Fruchtträgern, aber als erster absichtlicher Pflanzenanbau erscheint Weizen und Gerste. Edelhirsch, Reh, zwei Arten von Wildschwein, Elentier, Ur, Wisent, Bär, Biber, Fuchs, Dachs, Igel, Schwan, Wildente, Haselhuhn und Wildtaube werden erlegt und gegessen, Barsch, Karpfen, Hecht und Lachs gefangen, aber als Haustiere erscheinen die Ziege, das gezähmte Torfschwein und als Milchvieh der *bos brachyceros*. Erst in den späteren Pfahlbauten erscheint der schwere *bos taurus primigenius*, wie auch das seltene Pferd. Als Begleiter dient ein kleiner, wachtelhundähnlicher Jagdhund. Die Töpferei liefert grosse und kleine Gebrauchsgefässe, gleich vorzüglich in Material, Brand und Technik. Gross ist die Zahl der aus Holz, Knochen und Horn technisch vorzüglich und zweckmässig gearbeiteten Hausgeräte, die uns der Seeschlamm erhalten hat. Von Steingeräten überwiegt die Hacke, „das Pfahlbaubeil“, grossenteils zur Fassung in Hirschgeweih und Holz eingerichtet, weitaus die übrigen Formen. Dieses Pfahlbaubeil diente, wie die Hammeraxt, ebenso als Waffe wie als Arbeitsgerät. An die Seite tritt ihm die Hacke aus Hirschgeweih. Keines dieser Werkzeuge ist als Pflugschar verwendbar. Die ganze Bodenvirtschaft befindet sich auf der Hackbaustufe. Ausserordentlich zahlreich sind die Pfeilspitzen aus Silex; der Bogen war sichtlich die Hauptwaffe bei Jagd und Krieg. Zur Bekleidung dienten neben Tierhäuten geflochtene und gewobene Stoffe aus Pflanzenfasern. Für die Leichenbestattung ist nirgends der Leichenbrand nachweisbar. Die Begräbnisform ist bei diesen Wassersiedlungen schwer nachweisbar; wenn wir aber die bei den Landsiedlungen, die derselben Bevölkerung entstammten, übliche Sitte heranziehen, so haben wir Erdbegräbnis in tiefen Gruben als Hocker auf dem Michelsberg und zweistufige Bestattung, Beisetzung des Schädels in einer Vorratsgrube, auf dem Goldberg. Wenn wir die Kennzeichen des von W. Foy und Gräbner aufgestellten Begriffs der (melanesischen) Bogen-

1) Rüttimeyer, Fauna der Pfahlbauten der Schweiz. — v. Tröltzsch, Die Pfahlbauten des Bodenseegebiets. — Leiner, Das Pfahlbauwesen am Bodensee. —

kultur zusammenfassen: Hackbau, Pfahlhäuser, Rechteckhütten mit Giebeldach, Bogen und Pfeil, Knochendolch, Erdbegräbnis als Hocker, zweistufige Bestattung; geflochtener Lendengürtel, so fehlt für unsere Pfahlbaukultur kein Kennzeichen, um sie nicht ebenfalls „Bogenkultur“ zu nennen. Es fehlt nur noch der Totemismus, über dessen Vorhandensein wir freilich nichts wissen können.

Eng angeschlossen, aber in selbständiger Entwicklung, tritt der Pfahlbaukultur die Michelsberger Kultur an die Seite, über welche wir in ihrem südwestdeutschen Teil durch die Ausgrabungen A. Bonnets auf dem Michelsberg und G. Bersus auf dem Goldberg genau und zuverlässig unterrichtet sind. In ihrer Blüte war sie im nördlichen Voralpengebiet so weit verbreitet, dass nahezu jede freie Bergkuppe eine ihrer Höhensiedlungen trägt. In diesen Siedlungen sehen wir die Wirtschaftsform der Hackbaustufe weiter entwickelt. Bodenhacken und richtige Spaten werden vorzugsweise aus Knochen und Hirschgeweih angefertigt; ganz hervorragend ist neben der Hirschgeweihbearbeitung die Steinindustrie in geschlagenem Silex, der namentlich zur Herstellung zahlreicher Pfeilspitzen dient, so dass wir auch hier von „Bogenkultur“ reden können. Die Jagd steht immer noch im Vordergrund des wirtschaftlichen Lebens, aber es erscheint jetzt neben dem Torfrind *bos taurus* und Schaf als Weidevieh. Die Wohnform ist auch hier das Rechteckhaus mit festen, steilen Wänden; aber der erhöhte Hackbau fügt runde, als Trichtergruben angelegte Speicher mit Zeltdach für die Fruchtvorräte hinzu. Auf dem Goldberg sind zwei Formen von Rechteckhäusern hervorgetreten, Pfostenhäuser mit ebenem Innern und Grubenhäuser mit durch Streben verstärkten Wänden und Kellergeschossen. In letzterer Bauweise ist wohl fremder Einfluss zum Ausdruck gekommen. Aber auch in der Töpferei, den Steingeräten und Waffen tritt ein solcher Einfluss jetzt deutlich hervor. Die Tongefässe bekommen elegante Formen und nach aussen geschwungene Ränder, und Material, Brand und Glättung sind technisch so durchgebildet, dass glatte Scherben aus der Steinzeit-schicht des Goldberges von denen der an der Oberfläche liegenden Hallstattbesiedlung kaum zu unterscheiden sind. Zahlreich erscheinen jetzt fasettierte durchlochte Beilhämmer und spitznackige dreieckige Flachbeile aus den späten Kulturkreisen der Schnurkeramik und Dolmenkultur.

Am zahlreichsten sind auf dem Goldberg die Zuflüsse aus der Rössener Kultur, welche schon auf dem Michelsberg hervorgetreten waren. Diese von Zuwanderern nordländischer Rasse nach Südwestdeutschland heringetragene Kultur, entstanden aus der Einwirkung bandkeramischer Elemente auf die nordische tiefstichornamentierte Formengebung, gelangt hier bis an den Bodensee und geht auf dem Albplateau eine neue Verbindung mit der alteinheimischen Pfahlbaukultur ein, die ihren Ausdruck in einem neuen Typus, dem Schussenrieder, findet. Was sich hier an Schuhleistenkeilen, dem bandkeramischen Universalwerkzeug, findet, ist Rössener Ursprungs. Diese Bewegung ist aber als eine späte anzusehen, wie das Vorkommen des Rössener Kulturinventars in ungetrennter Mischung mit den Resten schnurkeramischer Dolmen- und Mondseekultur in denselben Wohn-

stätten und Schichten auf dem Goldberg ausweist. Neben dem Schuhenleistecken führt aber auch diese Bevölkerung die Hirschhornhacke, und es ist wahrscheinlich, dass sie sich wirtschaftlich ebenfalls auf der Hackbaustufe befand.

In württembergischen Unterland finden sich die Rössener Wohnstätten eingestreut in das bandkeramische Siedlungsgebiet mit donauländischer und Grossgartacher Kultur. Das gleichzeitige Bestehen dieser beiden Stilformen in denselben Wohnstätten ist einwandfrei nachgewiesen und auch von Mainz her offiziell anerkannt. Diese keramische Entwicklung dürfte sich in folgender Weise vollzogen haben: Der Ausgangspunkt der ganzen Stilbewegung, die wir donauländische Bandkeramik nennen, ist ein umfangreiches, mit reichen Lössflächen ausgestattetes Gebiet, das Niederösterreich, das bayerische Donaugebiet, Mähren und Böhmen umfasst. Das Grundprinzip ist ursprünglich die Dekoration einer glatten, möglichst unkomplizierten Gefässfläche, des Kugeltopfes, die hierzu zeichnerisch in gleichmässige Segmente eingeteilt wurde. Die Zeichnungen waren linear teils in einfachen, teils in unterbrochenen Linien ausgeführt. Als diese Dekorationsweise bei den sesshaft gewordenen südwestdeutschen und rheinischen Stämmen mittelländischer Rasse aufkam, war bereits die Neigung vorhanden, bestimmte Gefässteile, namentlich den Hals, durch friesartig umlaufende Bänder, sei es auch nur durch Fingernageleindrücke, hervorzuheben und die linearen Muster, in erster Linie die Zickzacklinien, teils einfach, teils als parallele Gruppen in Winkelstellungen anzuordnen. So entstand der südwestdeutsche Hinkelsteinstil, während im Ursprungsgebiet die Entwicklung von Spirale und Mäander der Winkelliniendekoration parallel ging. Wenn in Böhmen wirklich die „Stichbandkeramik“ mit ihren Winkelstellungen erst die zweite Stufe bildet¹⁾, so gehört eben Böhmen nicht zum Ursprungsgebiet der Bandkeramik, wenn sie auch dort in der parallelen Ausbildung des ganzen Formenschatzes der Stichband- und linearen Winkel-, Mäander- und Volutenornamentierung eine besonders hohe Kunstblüte entwickelt hat, an der die mitteldeutschen Lössgebiete vollen Anteil nehmen²⁾. Als die Linienbandornamentik mit ihren Winkel-, Spiral- und Mäandermustern aus dem Donaugebiet ihren Einzug in das engere Südwestdeutschland hielt, war dort der Hinkelsteinstil bereits in der Umbildung zum Grossgartacher Stil begriffen. An dieser Umbildung haben verschiedene Faktoren, die Rössener Dekorationsweise bestimmter, jetzt auch in der Profilierung scharf hervorgehobener Gefässteile durch Stichreihenmuster, die mit jener eingezogene Schnurkeramik in der horizontalen Anordnung der Bänder und die donauländische Lineardekoration mit Bogenstellungen und Freiornamenten, Anteil gehabt. In Mitteldeutschland, am Main und Mittelrhein führte dann das Verlassen des strengen geometrischen Prin-

1) Emanuel Simek, Grundzüge der Vorgeschichte Böhmens. Wiener Prähist. Zeitschrift Band I, Heft 1, 2. Bemerkenswert ist Abb. 2 mit der Bezeichnung „Spiralmäanderkeramik“ auf der nur Winkelstellungen mit Füllstücken = Strichen zu sehen sind.

2) Siehe auch Barthold-Halberstadt, Korrespondenzblatt der Deutschen Anthropol. Gesellschaft XLV. Nr. 5.

zips in der zeichnerischen Einteilung der Gefässwand zum reinen Freiornament, für welches die gesamte Gefässwand als Zeichnungsgrund für gebogene und gebrochene Einzelspiralen benutzt wird, wie es der Flomborner Stil so prägnant zum Ausdruck bringt. In unser Gebiet sind nur wenige in dieser Weise dekorierte Gefässe neckaraufwärts gewandert, vergesellschaftet mit Gefässen der vom Main bis nach Belgien verbreiteten Eichelsbacher Dekorationsweise mit ihren durch gekreuzte Strichlagen gefüllten Schlangenbändern. Wir haben hier eine Parallele zu den netzartig schraffierten Hängebändern der entwickelten Grossgartacher Dekoration. Rassenanthropologisch hat sich die Bevölkerung mit Grossgartacher Kultur durch die Skelette von Grossgartach, Friedberg, Lingolsheim und Niederingelheim als der grossen mittelländischen Völkerfamilie angehörig erwiesen, die grosswüchsige Stämme, welche wir den Lenggetypus nennen können, und kleinwüchsige, denen der böhmische Typus angehört, umfasst. Die Wirtschaftsform dieser Stämme ist eine ausgesprochene Hoch- und Vollkultur, Pflugbau des Ackers und Züchten grosser Viehherden als Zug- und Schlachttiere. Es kommen steinerne Pflugscharen bis zu 40 cm Länge vor, und in Grossgartach erscheint ein starker Hakenpflug aus der Augspitze eines mächtigen Hirschgeweihs. Die ganze Steinindustrie, der Schuhleistenkeil und das halbseitig gewölbte Flachbeil dient gewerblichen Zwecken; Pfeile werden sehr selten, Lanzen fehlen ganz. Die erhaltenen Beinartefakte und Handwerksgeräte, Glätter, Schaber, Pfriemen und Nadeln dienten zur Bearbeitung des Leders, die vorhandenen Schiffchen schwerlich zur Weberei, sondern zum Stricken von Netzen und Herstellung grober Geflechte. Die Zahl der Spinnwirtel ist so gering und ihre Form so kunstlos, dass an die Herstellung von eigentlichen Gespinsten kaum gedacht werden kann. Die Kleidung war im Winter wohl Pelz und Lederschurz oder Beinkleid, den Malereien auf Hauswänden und Gefässen nach wohl auch bunt verziert, im Sommer wird man den Oberkörper nackt getragen haben. Die Begräbnisform ist teils Beisetzung im Flachgrab, wie in Lingolsheim, Niederingelheim und Sontheim bei Heilbronn, auch in Wohnstätten, wie in Grossgartach und Friedberg, teils Leichenbrand, wie im Maintal. Es ist noch nicht aufgeklärt, wo die Menge von Leichen aus der solange bestandenen Niederlassung von Grossgartach hingekommen ist. Bei der systematischen Durchforschung des Bodens und dem Bestehen einer Reihe von Kies- und Lehmgruben hätten doch irgendwo Gräberfelder zum Vorschein kommen müssen. Als eigentliche Waffen kennen wir nur die wenigen Pfeile, die wohl vorwiegend zur Jagd dienten. Gejagt wurde hauptsächlich Hirsch und Reh; das Wildschwein fehlt. Der zahlreich vorhandene Ur und der Biber wurden wohl nur in Fallen gefangen. Von Haustieren überwiegt die schwere *bos taurus*-Rasse jetzt weit das kurzhörnige Milchvieh; zahlreich wird ein grosses hochbeiniges Hausschwein gezüchtet. Schafe wurden zahlreich, wahrscheinlich in Herden, Ziegen einzeln in den nicht selten an kleine Wohnungen angebauten Ställen gehalten; vom Pferd findet sich in Grossgartach ein einziger Hengstzahn, der nicht örtlicher Zucht zu entstammen braucht.

Die Wohnform ist bei dieser Hochkultur nicht einheitlich; sie richtet sich nach der Art des wirtschaftlichen Betriebes. In der grossen, besonders eingehend untersuchten Niederlassung von Grossgartach-Frankenbach herrscht der Gehöftbau mit Wohnhaus und zugehörigen, für sich stehenden Ställen und Scheunen vor. Die Grossgartacher rechteckigen, zweigelassigen Wohnhäuser mit festen, aus Flechtwerk und Lehmputzen aufgeführten, innen glatt verputzten und bemalten Wänden sind bekannt. Wer an der Richtigkeit der Bonnetschen Grabungen noch zweifelt, kann die Wandkonstruktion an dem massenhaften, im Heilbronner Museum aufbewahrten flachen Wandverputz studieren. Unverkennbar ist die Parallele mit dem Pfahlbauhaus in seiner Schussenrieder Form. Diese Wohnhäuser sind auch gleich konstruiert, einerlei, ob ihr Inneres mehr donauländische oder Grossgartacher Keramik enthält. Noch deutlicher tritt der Einfluss des Pfahlbaukulturkreises bei den von G. Bersu bei den Grabungen im Kastell Rottweil aufgedeckten neolithischen Häusern mit Linienbandkeramik hervor. Es sind das „ausgedehnte Grubenwohnungen mit annähernd geradliniger Begrenzung nach aussen und tiefen Mulden im Innern in ungewöhnlich klarer Begrenzung. Reihen von Pfostenlöchern mit bis 40 cm Durchmesser lassen auf grosse Pfostenbauten mit geradliniger Wandung schliessen“¹⁾. Von den durch tiefschwarzen, schollig brechenden, scherbenarmen Grubenhalt gekennzeichneten Grossgartacher Ställen hatten nur die grossen, von den Scheunen und Stadeln beinahe keine festgebaute, verputzte Wände. Letztere liegen oberflächlich und sind meist schon von weitem als dunklere Flecke im helleren Ackerboden kenntlich. Die äussere Begrenzung derselben tritt meist erst nach Ausleerung der ganzen Grube und auch dann noch selten scharf hervor. Wir haben deshalb auch keinen dieser Grundrisse in unsere Publikationen aufgenommen, doch konnten wir 1913 einen solchen Stadel ohne festgebaute Wände, bei dem der rechteckige Umriss und die zweigelassige Inneneinteilung erhalten geblieben war, einer Anzahl von Forschern vorführen. Das Ergebnis ist durch G. Bersu und mich im „Römisch-Germanischen Korrespondenzblatt“ veröffentlicht. Beinahe alle diese Vorrathshäuser enthalteⁿ im Innern einen rechteckigen Keller oder eine tiefe, runde Vorratsgrube. Da, wo der oberflächliche Hüttenbau verschwunden ist, ist häufig die Grube allein übrig geblieben. Nach Analogie der Wohnhäuser haben wir für alle rechteckigen Oberbau angenommen; es ist aber nicht ausgeschlossen, dass solche runde, tiefe Gruben für sich angelegt und mit einem Zeltdach überdeckt wurden. Bestimmt nachweisen haben wir dies aber nie können, da keine Pfahlumgrenzungen sicher hervortraten.

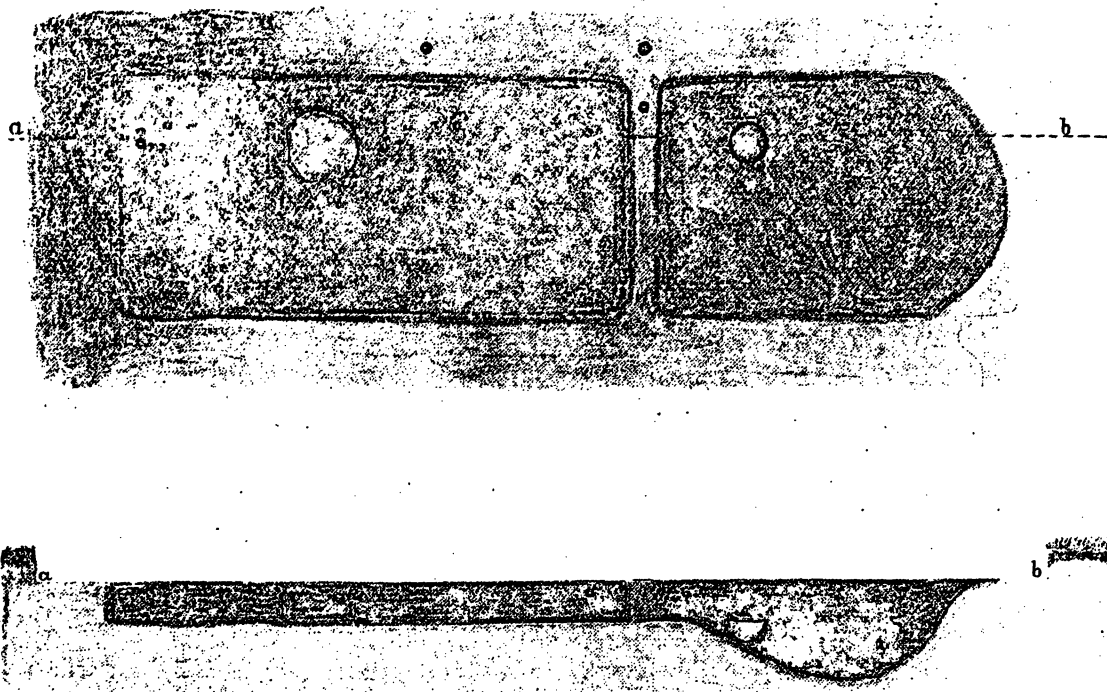
Neben der Frage der Pfostenumgrenzungen haben uns aber die mainländischen Ergebnisse noch zur Untersuchung der grossen Flächen schwarzen Bodens geführt, die, in den Aussengebieten der Grossgartacher Niederlassung liegend, von uns bisher nach dem Ergebnis der Versuchsgräben als Viehhöfe angesehen worden waren. Der Hauptgrund der bisherigen Vernachlässigung lag darin, dass sie bei der geringen Ackerbreite der Gross-

1) Fundberichte aus Schwaben. XXI. Jahrg. 1913, S. 78.

gartacher Gewanne alle durch mehrere Ackerbreiten durchgehen, von denen regelmässig einer der Besitzer die Graberlaubnis verweigerte. Einmal gelang es jedoch Prof. Wille vom Historischen Verein Heilbronn und mir, eine grössere Grundfläche freizulegen und bis auf den Naturboden auszugraben. Das Ergebnis war eine mächtige, an den Rändern allmählich ausgehende schwarze Kulturschicht, durchsetzt mit einem regellosen Durcheinander grösserer und kleinerer Gruben mit tiefschwarzer, scherbenarmer Erde. Ein kleinerer, mitteninne liegender Komplex erwies sich durch einen grossen Mahlstein und Feuerspuren als einer Wohnstätte angehörend; er liess sich aber nicht zu einer bestimmten Hüttenform abgrenzen. Hüttenbewurf war keiner vorhanden, dagegen fanden sich durch die ganze Kulturschicht Einzelscherben vom Grossgartacher Typus, am wenigsten in der Tiefe der grossen Gruben, die meist mit speckiger, schollig brechender, tiefschwarzer Erde erfüllt waren. Diese vielen Gruben sind schwerlich mit einem Male entstanden. Sie gehörten auch ihrer ganzen Anordnung nach sichtlich nicht etwa nahe aneinanderstehenden Hütten an. Wir hatten anfangs an Viehstände geglaubt, die den Boden bis in grosse Tiefe mit Jauche durchtränkt und verändert hätten; nach den Erfahrungen am Main ist jedoch eine andere Erklärungsweise wahrscheinlich: Der ganze grosse Kulturplatz mit seiner allmählich ausgehenden Schicht von Kulturerde ist sicher als grosse Viehhürde anzusehen, in welcher die Hirten bei der Benützung leichte Hütten mit bodenständigem Dach ohne Steilwände errichteten. Er diente als Winterquartier für die während des Sommers in den Wiesengründen weidenden Herden. Das Dach der Hütten müssen wir uns als mit Reisholz gedecktes Gestänge denken, in dessen Innern zum Schutz gegen den Winter tiefe Gruben gegraben wurden. Im Sommer zerfiel der Oberbau und die Gruben füllten sich durch Regengüsse mit Schwemmerde. Im nächsten Winter wurden, wo sich die alten Hütten nicht ausbessern liessen, neue Winterhütten in der gleichen Weise auf dem schon vielfach benutzten Boden errichtet, die dann frühere Hüttengruben überschneiden konnten. Neues Scherbenmaterial war dann vom alten durch eine Schwemmschicht getrennt. Beobachtet haben wir dies in Grossgartach mit seiner Gleichzeitigkeit verschiedener Stilformen jedoch noch nicht. Hier haben wir also eine ganz andere Wirtschaftsform wie bei den regelmässig gestellten Gehöften: Weidewirtschaft mit Überwintern des Viehs im Pferch und Hirtenwohnungen mit bodenständigem Dach, zum vorübergehenden Gebrauch errichtet.

Damit ist das Bild der wirtschaftlichen Verhältnisse in der grossen Grossgartacher Niederlassung und ihrer Beziehung zu den Wohnformen zu einem vorläufigen Abschluss gelangt. Wir haben dann die dortigen Ausgrabungen vorerst eingestellt, namentlich auch, weil die Tatsache, dass wir 1911, um den Kongressteilnehmern kurz vor der Erntezeit etwas Anschauliches bieten zu können, auch für nicht im Ertrag stehende Äcker erhebliche Entschädigung der Graberlaubnis bewilligt hatten, die Ackerbesitzer für vernünftige Forderungen unzugänglich gemacht hatte. Zu bemerken ist noch, dass die Probeuntersuchung aller Stellen, welche schon von aussen

durch dunklere Färbung der Oberfläche und durch den Pflug zutage gekommene Scherben kenntlich sind, ergeben hat, dass sie keinen festgebauten Wohnhäusern, sondern leichten Hütten ohne durch Lehmverputz gefestigte Wände, die verschiedenen Ackerbaubetriebszwecken dienten, entstammten.



HEILBRONN

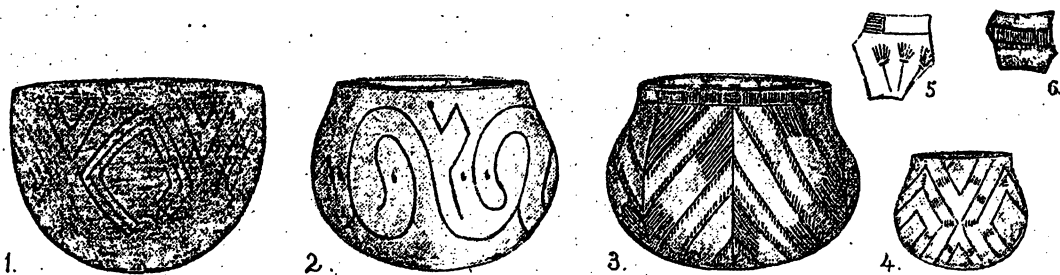


Abb. 1. Haus zwischen Heilbronn und Neckarsulm.

Wir haben dann unsere Aufmerksamkeit dem Neckartal zugewendet. Neolithisch besiedelt sind dort die Hochufer, namentlich das rechte bis zum Eintritt des Flusses in den Odenwaldeinschnitt, gewesen. Hier waren schon früher bei Eisenbahnbauten südlich Neckarsulm und unterhalb sowie oberhalb Heilbronn's Hüttengruben mit Scherben und Knochen zum Vor-

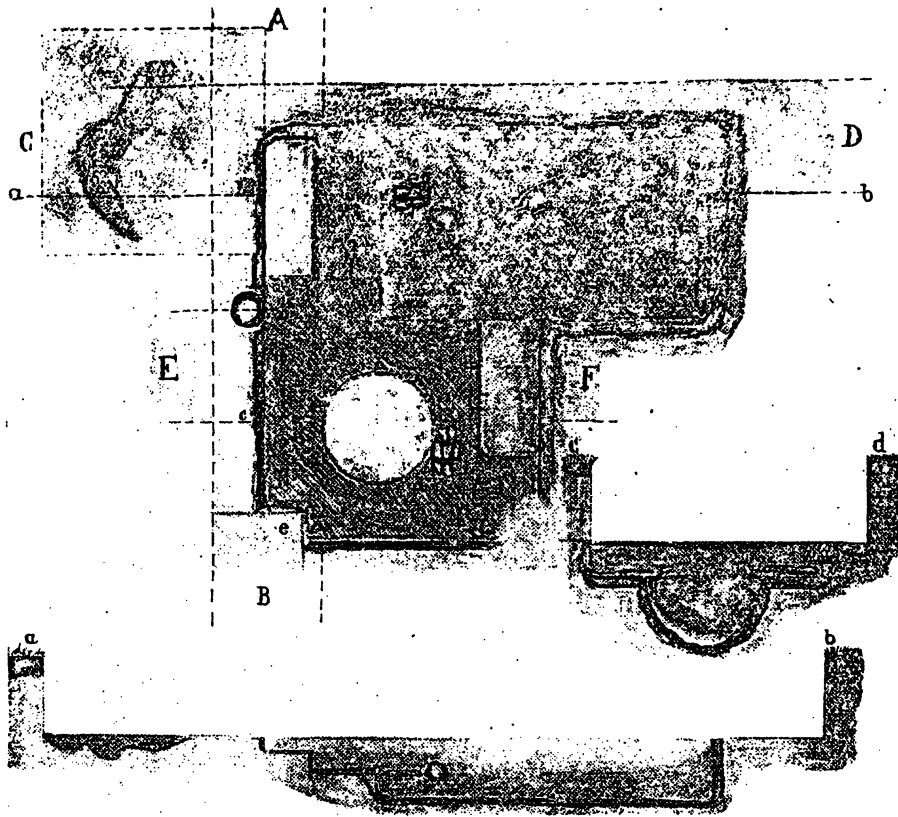
schein gekommen. Sie müssen aber kleinen und schmalen Hütten angehört haben, denn der Altertumsforscher Ganzhorn in Neckarsulm hielt sie für Gräber mit Beigaben von Gefässen und Tieropfern. Die Begehung der Felder hatte seitdem keine Siedlungsreste zutage gebracht, dagegen sind bei Tiefgrabungen eine halbe Stunde unterhalb und eine Stunde oberhalb Heilbronn's Wohnstätten zum Vorschein gekommen, deren Anlage besonderes Interesse verdient.

Die eine lag zwischen Heilbronn und Neckarsulm und war beim Baumsatz angeschnitten worden. Da der Grundbesitzer selbst Verständnis für die wissenschaftlichen Fragen besass, so liess ich durch ihn die ganze Stelle weit über die sichtbare Begrenzung freilegen. Sie zeigte sich nun als langes, schmales Rechteck schwarzer Kulturerde, die sich bei der Ausgrabung als nur 30 cm stark erwies. Das Innere war eingelassig, ohne vertieften Küchenraum und besass als einzige Einrichtung einen grossen flachen Steintisch, aber weder Kochgrube noch Vorratsgrube, sondern ganz flachen Boden. Auch der Hüttenbewurf fehlte ganz. Durch eine schmale Lehmwand getrennt, schloss sich an der dem Eingang gegenüberliegenden Schmalseite ein kleineres Rechteck mit bis in 90 cm Tiefe tiefschwarz gefärbtem Boden an, wie wir ihn von den Grossgartacher Stallungen her kennen. Die Umgebung der Gruben ergab keine Pfostenstellungen, aber mehrere 30 cm vom Rand entfernte senkrechte Pfahllöcher, sich vom gelben Lehm rund abhebend (Abb. 1).

Die zweite neolithische Wohnstätte wurde bei Lauffen am Neckar auf der Höhe des linksufrigen „Steetsfelds“ beim Graben eines Rübenloches entdeckt. Sie lag 70 cm unter der jetzigen Bodenoberfläche. Die Ausgrabung geschah durch den Historischen Verein Heilbronn unter Beisein des Leiters des Lauffener Altertumsmuseums und mehrerer Lauffener Lehrer. Den Verlauf und das Ergebnis der Ausgrabung erweist folgendes nach der Grabung aufgenommene, von den beteiligten Herren unterzeichnete Protokoll:

„Beim Eintiefen einer Rübenmiete hatte der Grundbesitzer Gottlob Beyle in Lauffen a. N. eine Anzahl linienverzierter Gefässbruchstücke, in tiefschwarzer Erde liegend, zutage gefördert, welche zweifellos neolithischen Ursprungs waren. Auf Anruf des Museumsleiters von Lauffen, Herrn Th. Schlayer, dem noch weitere Scherben von anderen Äckern übergeben worden waren, unternahm der Historische Verein Heilbronn am 13. März 1914 die Untersuchung dieser Stellen. Anwesend waren die Herren Prof. Dr. Friz, Schriftführer, O. Kress, Rechner, Dr. Schliz, Vorstand des Heilbronner Vereins, und Th. Schlayer, Leiter des Lauffener Museums. Gegraben wurde durch den Ackerbesitzer G. Beyle, die Besitzer des Nachbarackers, Brüder Eherbach, und einen Tagelöhner. Da die Stelle des Fundes der Scherben genau bekannt war, wurde zunächst ein Probegraben von 10 m Länge und 1 m Breite durch diese Stelle bis auf den Beginn des schwarzen Bodens gelegt. Nach der Ausschachtung der Ackererde bis in 70 cm Tiefe zeigte sich auf der Sohle des Grabens eine gleichmässige Fläche tintenschwarzen Bodens in einer Länge von 3,50 m. Dabei stellte sich heraus, dass der Graben

den südlichen Rand der schwarzen Erde freigelegt hatte, welcher sich in geradliniger Flucht gegen den umgebenden gelben Lössgrund abhob. Rechtwinklig zur Mitte des ersten wurde ein zweiter Graben von gleicher Breite



LAUFFEN a. N.



Abb. 2. Haus bei Lauffen a. N.

und Tiefe angelegt, in welchem die tiefschwarze Erde in einer Ausdehnung von 2,30 m als dortige Breite der Wohngrube zum Vorschein kam. Um den westlichen Rand der schwarzen Schicht freizulegen, legten wir da, wo sie im ersten Graben ihr Ende fand, einen dritten gleichen Graben von 10 m Länge, ebenfalls rechtwinklig zum ersten, an, welcher auf seinem Grund

auch hier wieder den Rand der schwarzen Schicht geradlinig in sich fasste. Hier ergab die Breitenausdehnung der Wohngrube 4 m, also 1,70 m mehr als beim zweiten Graben. Nun legten wir die gesamte schwarze Fläche, anfangend an der ursprünglichen Fundstelle, in ihrer ganzen Ausdehnung frei. Die Form derselben ergab zwei rechtwinklig aneinander stossende Rechtecke, ein östliches von 2 : 2,30 m Flächeninhalt und ein westliches von 4 m Länge und 1,60 m Breite. Diese geringe Breite schien uns die Verlängerung des westlichen Teils über den mittleren Breitendurchmesser hinaus als Anbau zu charakterisieren. Wir vermuteten daher anfangs hier den Eingang. Eingefasst war der gesamte rechteckige Umriss, der sich durch die tief-schwarze, beim Abschälen glänzend erscheinende Erde des Innern besonders scharf gegen die Umgebung abhob, von einem gleichmässig 20 cm breiten Streifen rötlich-brauner Erde ohne Einschlüsse, an welchen sich erst der gelbe Löss anschloss. Die Grube war sichtlich lange Zeit mit Regenwasser gefüllt gewesen, so dass sich die Oberfläche des Innern mit schwarzem Schlick überzog und der an die Ränder anstossende Naturboden sich mit Kulturlauge imprägnierte. Die Aushebung der schwarzen Erde bis auf den Naturboden ergab folgendes Bild: Das Rübenloch hatte nur die südwestliche Ecke der Grube in einer Ausdehnung von 50 : 60 cm geschnitten; an der gegenüberliegenden nordöstlichen Ecke bestand eine Abschrägung von 60 cm Breite. In diesem Rechteck war die Kulturschicht nur 30 cm stark, in der Mitte zeigte sich jedoch eine kreisrunde Grube von 1 m Durchmesser und 60 cm Tiefe, die sich durch verschlackte Steine und vereinzelte Lehmbrocken als Kochgrube auswies. Neben ihr verlief eine Lehmbank von 25 cm Höhe und 50 cm Breite am östlichen Rand. Eine gleiche, 40 cm breite Lehmbank schloss sich in einer Länge von 1,20 m an die westliche Seite an. Neben der Kochgrube war eine Pflasterung aus in der Mitte gespaltenen grossen Rollsteinen angelegt. Sonst war der Boden gleichmässig eben. Weit mächtiger (60 cm stark) war die Kulturschicht im anstossenden rechteckigen Anbau. Nach der Ausgrabung zeigte sich hier der Boden gleichmässig um 30 cm gegen den übrigen Hüttenboden vertieft. Auch hier fand sich eine Steinpflasterung, daneben ein ganz erhaltenes bombenförmiges Gefäss. Als Kulturreste ergab die Ausgrabung sparsam Tierknochen, einige Feuersteinartefakte und reichlich Gefässbruchstücke, die grösstenteils verziert waren. Es fand sich lediglich kein Hüttenbewurf, die Wände waren sicher nicht mit Lehmverputz gefestigt gewesen; die Grubenwände waren jedoch senkrecht abgestochen, sonst hätte sie das stagnierende Wasser nicht in so gleichmässiger Schicht verfärben können. Wir hatten also eine rechteckige neolithische Hüttengrube mit einem rechteckigen Anbau vor uns, der vertieft und mit Streu ausgelegt als Schlafraum diente. Der östliche, flachere Teil mit Kochgrube und Lehmbanken diente als Küche. Der Eingang war an der abgeschrägten Ecke, denn hier erwies sich die Umgebung durch in den Boden eingetretenen Abfall noch eine flache Strecke verfärbt.“

Lauffen, 13. März 1914.

Dr. Friz. Otto Kress. A. Schliz. Th. Schlayer.

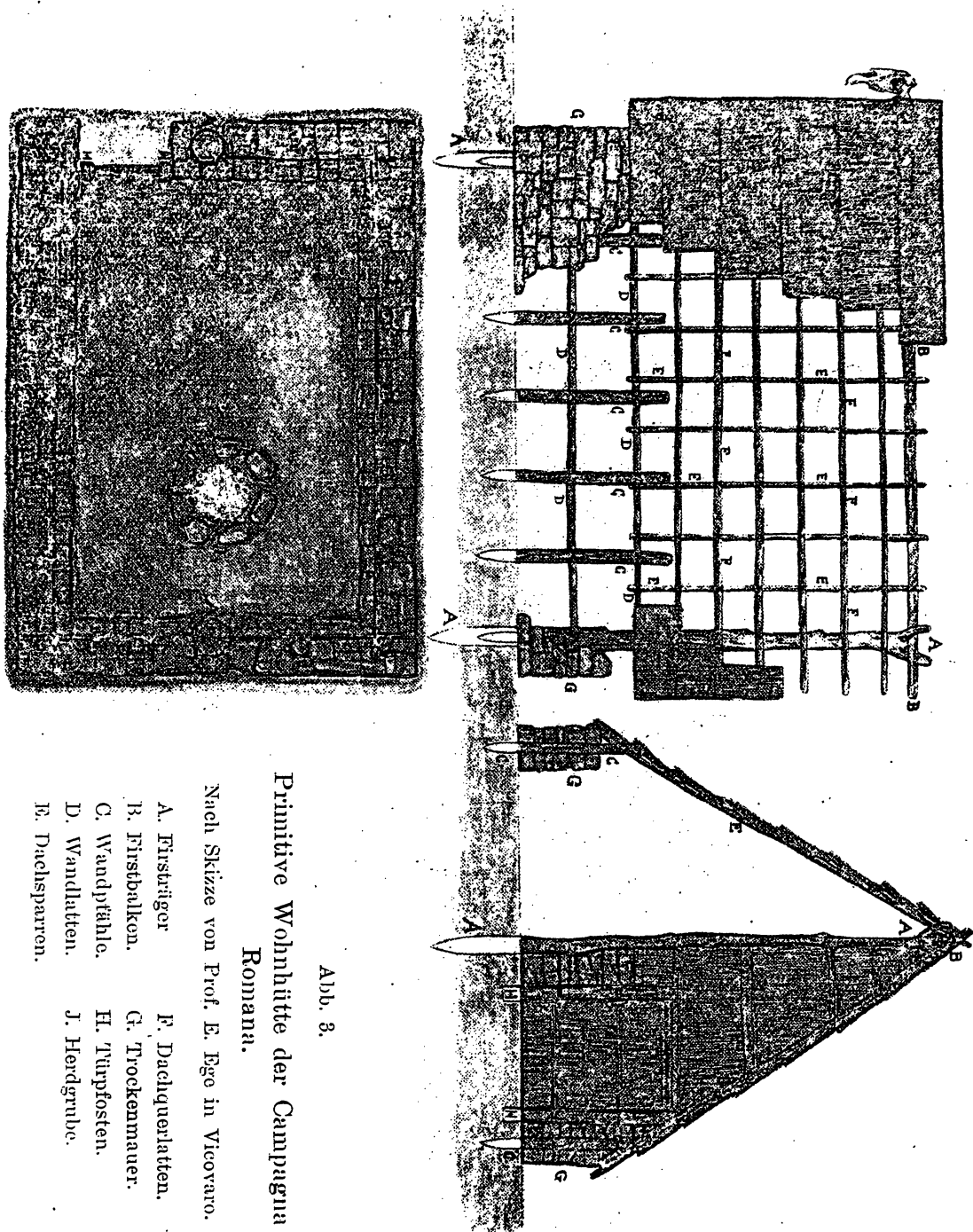
Bei der Anlage des zweiten Quergrabens hatte sich 2 m vom Rand der Hüttengrube entfernt wieder schwarze, wenn auch heller gefärbte Erde mit vereinzelt Scherben gezeigt. Da wir hier ein Vorratshaus vermuteten und wir die Frage des Bestehens von Pfosten- oder Pfahlstellungen in weiterer Entfernung von den Rändern der Grube nochmals von einem Sachverständigen prüfen lassen wollten, habe ich eine zweite Grabung mit G. Bersu und P. Gössler veranlasst. Pfosten- oder Pfahlspuren wurden auch diesmal nicht gefunden, dagegen zeigte sich, dass die zweite, Wohnspuren aufweisende Stelle aus einer unregelmässig begrenzten Schicht vereinzelt Tonscherben enthaltender dunkler Kulturerde bestand, die sich in einzelnen Flecken auch in der Umgebung noch vorfand. Der Grund der Stelle ergab eine Reihe tieferer und flacherer, auf ihren Zweck unbestimmbarer Gruben und Gräbchen. Wir kamen gemeinsam zu der Ansicht, dass hier kein Gebäude stand, sondern dass wir den neolithischen Humus innerhalb eines sich an das Wohnhaus anschliessenden Hofes vor uns hatten, der vielleicht für Hausviehhaltung oder Hackbaubeete diente. Ein besonderes Interesse bekommt diese Beobachtung dadurch, dass das damalige Niveau der Hüttenumgebung der Randhöhe der Wohngrube entsprach, dass also diese damals nur 30 bzw. 60 cm in die Bodenoberfläche eingeschnitten war: Die 70 cm hohe Lössbedeckung der Jetztzeit, die die ganze Anlage bewahrt hat, entstammt also der bekannten Bodenwanderung des Löss. Weiter fand sich bei dieser Ergänzungsgrabung ausserhalb der Hüttenbegrenzung unweit des südlichen Randes der Grube im scheinbar unberührten Löss ein Scherbennest, aus dessen Stücken sich ein grosses, linear verziertes, amphorenartiges Gefäss zusammenstellen liess. Es stand offenbar zur neolithischen Zeit in einer vom Innern aus in die Wand gegrabenen Nische, wahrscheinlich als Wasserbehälter dienend. Wir haben dieses Vorkommnis auch in Grossgartach dreimal angetroffen.

Diese beiden Wohnanlagen auf den Hochufern des Neckars unterscheiden sich in wesentlichen Punkten von denen der vom Lauffener Haus doch nur etwa eine Stunde Wegs entfernten Grossgartacher Niederlassung. Auch hier haben wir rechteckige Grundrisse, aber die Häuser sind weit weniger tief in den Boden eingeschnitten; es fehlt das vertiefte Küchen- oder Kellergeschoss und jeder Hüttenbewurf. Es fehlen gesonderte Stall- und Vorratsgebäude. Bezeichnend ist als diesen beiden Neckarwohnstätten gemeinsam Steintisch und Steinpflaster im Innern. Auch die hier gefundene Keramik unterscheidet sich in wesentlichen Punkten von der Grossgartacher. Von der Lauffener Hütte haben wir vier Gefässe abgebildet. Nr. 1 und 2 sind mainländische Typen. Die gebrochenen Freiornamente von Nr. 1 kennen wir von Heldenbergen bei Friedberg, ebenfalls als Amphorendekoration, und die Schlangenbänder von Nr. 2 mit ihren gekreuzten Strichlagen sind Eichelsbacher Typus, vom Main über den Mittelrhein bis nach Belgien (La Hesbaye) verbreitet. Beide Dekorationen fehlen in Grossgartach. Die streng geometrisch in die Gefässwand eingeteilten Arkaden von Nr. 3 und die geraden Stichlinien von Nr. 4 sind frühe Regensburger Typen. Aus der Heilbronner Hütte dagegen sehen wir in Nr. 1 und 2 Typen der

Flomborner Spiralmäandermanier, Nr 3 stellt sich als Regensburger Hinkelsteingefäss des alten Typus der oberen Donau dar. Die Winkelbänder von Nr. 4 und das Palmbblattornament von Nr. 5 sind Grossgartach eigen, und Nr. 6 ist endlich ein Randstück eines schwarztonigen polierten Gefässes vom Grossgartacher weissgefüllten Stichreihentypus. Wir haben also auch hier wieder spät und früh angesetzte Formen, winklige und gebogene Linearbandornamente mit Stichbandtypus in denselben vollkommen isoliert gelegenen Einzelwohnstätten vereinigt. Nur die zweifellos den Schluss der bandkeramischen Stilbewegung darstellenden gemalten Bandornamente fehlen. Wer Lust hat, kann ja aus diesen Funden wieder eine neue Chronologie aufbauen.

Und nun die Wirtschaftsform, der diese Einzelhütten dienten. Bei der Heilbronner Wohnstätte haben wir der Einfachheit ihres Grundrisses und ihrer Einrichtung wegen an eine Hirtenwohnung für die Sommerweide gedacht; die Lauffener Wohnstätte ist aber doch schon ein recht wohl eingerichtetes, mit architektonischem Bedacht konstruiertes Wohnhaus. In Grossgartach haben wir regelmässige Ackerbaugehöfte inmitten des zum Pflugbau geeigneten Geländes. Der feste Wohnsitz verlangt Wohnhaus, Keller, Speicher und Stall. Es fehlt dort daher auch jede Überschneidung der Hüttengruben, wie sie nur bei einigermaßen fluktuierender Bevölkerung, die in den weiten Flusstälern mit ihren Herden auf Sommerweide zog und im Winter nach den alten, meist durch die Lage der Quellen bestimmten Wohnplätzen zurückkehrte, denkbar ist. Hier am Neckarhochufer sehen wir dagegen Einzelhütten, einfach aber stabil gebaut, mit einem grossen Reichtum keramischer Ware sowohl vom Main-Rheingebiet, als von der Donau her. Wir werden nicht fehlgehen, wenn wir diese über dem Flussufer angelegten Einzelanlagen als Schiffahrts- und Handelsstationen mit nur dem Eigenbedarf dienenden Pflanzenbau- und Haustierzuchtbetrieb ansehen. Wir haben damit innerhalb der bandkeramischen Vollkultur drei verschiedene Wirtschaftsformen.

Eine weitere Frage ist aber noch der Lösung näherzubringen, nämlich wie es kommt, dass die Rechteckform der Hütten bei der geringen Tiefe des in den Boden eingeschnittenen Innern sich so scharf erhalten hat, trotzdem hier lehmverputzte Flechtwerkwände, wie in Grossgartach, sichtlich nicht vorhanden waren. Bei den Grossgartacher Wohnhäusern, deren flechtwerkgefüllten, aus Rundhölzern gebildeten Rahmenbau wir aus den Abdrücken in den grossen Wandverputzstücken ohne weiteres rekonstruieren können, ist es leicht verständlich, dass die Ränder der Gruben in der ursprünglichen Form erhalten geblieben sind; bei den Neckartalhäusern muss der Rand in irgendeiner anderen Weise gefestigt gewesen sein. Bei der geringen Breite dieser langen Rechtecke ist das auf dem Boden aufruhende Zeltdach ohne Steilwände ausgeschlossen; es hätte das aufrechte Stehen im Innern, in dem doch, wie aus dem Steintisch und dem Kulturinhalt hervorgeht, alle mögliche Hantierung getrieben wurde, nicht erlaubt. Wir müssen also den Oberbau der Hütte nach vorhandenen Analogien in möglichst einleuchtender Weise rekonstruieren.



Primitive Wohnhütte der Campagna
Romana.

Nach Skizze von Prof. E. Ege in Vicovaro.

Abb. 8.

- | | |
|-----------------|--------------------|
| A. Firstüriger | F. Dachquerlatten. |
| B. Firstbalken. | G. Trockenmauer. |
| C. Wandpfähle. | H. Türpfosten. |
| D. Wandlatten. | I. Herdgrube. |
| E. Dachsparren. | J. Dachsparren. |

Es sind mir nun bei einer Reise durch Latium nach Rom die zahlreichen, meist rechteckigen, primitiven Hütten aus mit Rohr oder Reisholz verkleidetem Pfahlwerk, die einzeln im Felde stehen, aufgefallen. Professor Eberhard Ege, Ispettore onorario dei Monumenti e Scavi in Vicovaro, mit dem ich einige dieser Hütten besuchte, versicherte mir, dass sie auch heute noch nicht nur als Ställe und Speicher, sondern auch als Wohnungen benützt würden. Ich bat ihn, sich über die Konstruktion des Aufbaues an zuständiger Stelle eingehend zu unterrichten und mir einige Photogramme typischer Hütten zu besorgen. Er schickte mir eine Zeichnung, die in Abb. 3 wiedergegeben ist, und schreibt dazu:

„Ich erlaube mir, Ihnen die genaue Beschreibung der Konstruktion der Hütten zu schicken, über die ich mich bei sehr zuverlässigen Personen informiert habe. Die Hütten werden durchweg nach dem gleichen Prinzip konstruiert, sowohl die runden wie die viereckigen, und zwar folgendermassen: Zuerst werden drei ziemlich starke Stangen A im Boden befestigt. Die Stangen haben oben natürliche Gabelung, manchmal wird auch einfach ein gewachsener Baum stehen gelassen und abgeschnitten, um als eine der Stangen A zu dienen. Hierauf wird die Querstange B befestigt, dann werden dem Umfang, den die Hütte bekommen soll, entsprechend die Pfähle C eingerammt und durch die Querlatten D verbunden. Es erfolgt sodann die Befestigung der Stangen E, welche durch die Querlatten F verbunden werden. Ist so das Holzgerüst fertiggestellt, so wird die Mauer G ohne Mörtel von Bruchsteinen gelegt, und zwar so, dass die Hölzer C, D die Mitte der Mauer traversieren, also gleichsam das Skelett der Mauer bilden. Ist die Hütte etwas luxuriöser, so werden die äusseren Fugen der Mauer mit Lehm oder Mörtel ausgekittet, gewöhnlich aber bleibt sie ohne Verkittung. Die Tür liegt entweder an der Vorderseite oder an der Langseite, aber niemals in der Mitte, immer gegen das Eck zu. Da die Tür höher ist als die gelegte Mauer, so wird zu beiden Seiten der Tür die Mauer höher aufgeführt, manchmal auch richtig gemauert mit Mörtel; die ältere Konstruktion ist aber jedenfalls die, dass zu beiden Seiten der Tür etwas höhere Pfähle H eingerammt werden, an denen die Tür befestigt wird. Statt der gelegten Mauer G wird häufig das senkrechte Gerüst C, D einfach mit Stroh bekleidet oder mit Zweigen mit Laub daran. Manchmal wird die Hütte mit einem kleinen Graben umzogen, damit das Wasser abläuft. Der Steinsockel dient also nicht als Widerlager; die Festigkeit liegt in dem Holzgerüst. Bei ganz einfachen Hütten gehen die Stangen E bis zur Erde, und fällt die senkrechte Wand G weg. Die Mauer G ist mindestens 1 m stark und ungefähr 1,20 m hoch. Es kommt vor, dass arme Leute ganz in diesen Hütten wohnen, ist aber selten; meistens wohnen die Bauern in diesen Hütten den Sommer über in der Kampagna, besonders zur Zeit der Ernte. Lichtöffnungen sind selten angebracht; wenn eine solche angebracht ist, befindet sie sich an der Giebelwand. Ausser zu Wohnzwecken dienen diese Hütten als Speicher und als Ställe, kleine als Schweine- oder Hühnerställe. An den Giebeln sind gewöhnlich Pferde- oder Maultierschädel angebracht gegen den bösen Blick.“

Um aus dieser Bauweise eine Nutzenanwendung auf den Oberbau unserer neolithischen Häuser zu ziehen, ist auf die ausserhalb der Ränder der Heilbronner Hütte in gleichmässigem Abstand von 30 cm gefundenen senkrechten Pfahllöcher zurückzukommen. Auch bei einer gemeinsam mit K. Schumacher und P. Gössler vorgenommenen Ausgrabung eines Stadels im Aussenbezirk der Grossgartacher Niederlassung fanden sich, wie ich in meinem Vortrage auf der Weimarer Tagung¹⁾ erwähnte, in Reihen stehende kreisrunde Stellen lockerer, nicht dem Naturboden entsprechender Erde ausserhalb der Hüttengrubenbegrenzung. Da zur Zeit dieser Grabung Regenwetter herrschte, traten sie auf dem nassen Boden nicht deutlich hervor, als ich jedoch die Stelle später nochmals bei trockenem Wetter in ihrer ganzen Ausdehnung freilegte, erschienen sie deutlich als dunklere, in den Boden sich senkrecht eintiefende, einem schwachen Pfahldurchmesser entsprechende Kreise veränderter Erde. Wir sind später nicht mehr auf diese Grabung zurückgekommen, weil es sich bei derselben um die Form des Hüttenumrisses handelte und eine solche deshalb nicht bestimmt festgestellt werden konnte, weil unter der oberen leichten Vorrathshütte diagonal das Untergeschoss eines früher hier gestandenen abgebrannten Hauses lag, von dessen Aussengrenzen Teile ausserhalb der zweiten Anlage zum Vorschein kamen.

Übertragen wir nun die Bauweise der Wände der Campagnahütten auf unsere neolithischen Bauten, so erhalten wir einen Oberbau aus einem in den Naturboden eingesteckten Stangengerüst, das dann durch einen Mantel schweren, festen Materials Halt und Festigkeit bekam. Bei dem vollständigen Fehlen lagerhafter Bruchsteine im Löss wurde die Verstärkungsmauer aus luftgetrockneten Lehmziegeln erbaut, deren Kenntnis wir bei dem hohen Stand der Töpferkunst in dieser Kultur ohne weiteres annehmen können. Die in der Mauer eingeschlossenen, keiner Imprägnierung durch Kulturlauge ausgesetzt gewesenen Pfähle sind grossenteils zergangen, ohne sichtbare Spuren zu hinterlassen, und die Lehmmauer zerfloss nach Zerfall des schützenden Daches und deckte die Ränder mit einer sich vom Naturboden nicht unterscheidenden Erde zu.

Es erübrigt noch, nachzusehen, was wir von einer ähnlichen Bauweise aus neolithischer Zeit aus anderen Gegenden wissen. Wir ziehen zu diesem Zweck Ed. Meyer, „Geschichte des Altertums I, 2 1913“ heran, ein Buch, von dem wir annehmen können, dass es dem jetzigen Stand unserer Wissenschaft in diesen Dingen entspricht.

Zunächst sagt er über das Rechteckhaus, § 509, Thessalien betreffend: „Neben den alten Rundhütten hat seit frühneolithischer Zeit das rechteckige Wohnhaus gestanden, ursprünglich eine einfache Wohnkammer mit Lehmwänden und Eckpfosten, die die Dachbalken trugen, dann durch Verbindung mehrerer Kammern zu einem wirklichen Hause erweitert. In Orchomenos finden wir Herd- und Abfallgruben, wie in den neolithischen Häusern Deutschlands. Hier wie sonst ist es falsch,

1) Ausgrabungsprobleme, Korrespondenzbl. der Deutschen anthropol. Gesellschaft. 1912.

eine Form für die alleinige und ursprüngliche zu erklären.“

§ 527, Peloponnes betreffend: „Schon in der Zeit der Steinzeitkultur sind Griechen dorthin gekommen, und die Bewohner von Orchomenos werden in der Zeit, als eine Ortschaft mit rechteckigen Häusern angelegt wurde, bereits Griechen gewesen sein.“

§ 511. Phylakopi (Melos), woher die Obsidianmesser bezogen wurden, betreffend. „In ältester Zeit (Mitte des 3. Jahrtausends) bestand planmässige Anlage durchweg mit rechteckigen Häusern.“

§ 493/97. In der zweiten, ältestbronzezeitlichen Ansiedlung von Troja findet sich im Herrenhaus „ein grosser Saal mit dem Herd in der Mitte und einer Vorhalle, daneben kleinere Gebäude mit durchweg rechteckigen Zimmern. Die lineare Dekoration der ältesten Zeit auf den Gefässen hat sich in rohe Nachbildung von Bäumen und Gehängen verwandelt. Es besteht Verbindung mit dem Norden, mit den Funden der jüngeren neolithischen Zeit aus Mittel- und Osteuropa, vor allem aus dem Donaugebiet, ein sich kreuzender Austausch.“

Hier findet sich nun folgender Hausbau: „Mauer aus grossen, rechteckigen Luftziegeln, zwischen denen Holzbalken eingelegt waren. Alle Bauten wurden aus grossen Luftziegeln aufgeführt, in die Wände sind Längsbalken eingelassen, die Dachbalken ruhen auf den Wänden.“ Auch in der chetitischen Kultur (Gebäude von Bogasköi) findet sich diese Bauweise mit „Holzfachwerk und ungebrannten Lehmziegeln“. Die solideren auf Bruchsteinfundament sind erhalten geblieben, „die einfacheren werden zerflossen sein“.

Wir sehen also hier, wo speziell Einfluss aus der jüngeren neolithischen Zeit aus dem Gebiet der Donaukultur angenommen wird, dieselbe Wandkonstruktion neolithischer Häuser, wie wir sie für unsere Neckartalhäuser angenommen haben.

Wir schliessen mit dem Satz aus § 563: „Schon in der Einheitszeit der Indogermanen sind die Lebensverhältnisse der einzelnen Stämme nicht gleichartig gewesen; es hat neben fortgeschrittenen, zur Sesshaftigkeit gelangten Stämmen auch nomadisierende, wesentlich oder ausschliesslich von Viehzucht und Jagd lebende gegeben.“ Daraus ist zu ersehen, dass die Wirtschaftsform unserer neolithischen Zeit eine recht vielgestaltige war und dass wir aus den Verhältnissen in einem kleinen Teilgebiet nicht auf unser ganzes neolithisches Gebiet Schlüsse ziehen dürfen.